„Der Courier"

Ein Organ deutsch sprechender Canadier.
Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."
J. W. Ehmann
Geschäftsführender Direktor.
Geschäftslokal: — 1835-1837 Halifax Straße, Regina, Sask.
Telephon 3391.

Abonnementspreis (im Voraus zahlbar):
Mittwochausgabe, 12—32 Seiten stark.

	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
Für Canada:	$2.50	$1.25	$ .75	$ .35
Für's Ausland:	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
	$3.50	$2.00	$1.00	$ .50

Reklame kosten 70c per Zoll einspaltig. Bei größeren Kontrakten entsprechender Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen-, „Gesucht", usw.: Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig 75 Cents; für jede weitere Insertion 50 Cents.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25; für jede weitere Insertion 90 Cents.

— Diejenigen Leute, die die Einwanderung immer mehr beschränkt sehen möchten, sehen ihre eigene große Beschränktheit nicht.

Uebertriebene Nationalisations-Bestrebungen.

In letzter Zeit wird wieder viel über canadische Einwanderungs-Politik geschrieben und gesprochen. Canada hat noch unermeßliche Ackerbauflächen, die der Bearbeitung und Ausnutzung harren; es ist in Canada noch Raum für Millionen neuer Einwanderer. Leider gibt es aber zu viele Leute in Canada, die von den Einwanderern als erste Bedingung ihrer Ansiedlung verlangen, daß sie schnellstens englisch werden und alles, was sie bisher lieb und teuer schätzten, vergessen und auf immer begraben sollen. Diese Klasse von Ueberpatrioten besteht aus jenen Leuten, die so sehr von der Unübertrefflichkeit der englischen Sprache, Literatur, Politik, Lebensführung, Machtbestimmung und absoluter Vollkommenheit eingenommen sind, daß sie es als selbstverständlich ansehen, daß jeder Ausländer ganz unglücklich und lebensüberdrüssig sein müsse, bis er nicht wenigstens einen Vorgeschmack englischer Bildung empfangen hat, und die dann in ihrer Sentimentalität sich bestreben, den armen Verlassenen auf die unterste Stufe ihres eigenen Thrones zu erheben, indem sie die oftmals recht melodische Muttersprache desselben mit den unharmonischen Lauten der Landessprache zu verdrängen suchen. Denn viel mehr als ein rasches Anquälen der englischen Sprache wird wohl vom gewöhnlichen Einwanderer nicht erwartet werden können. Er wird ja doch immer ein „Foreigner" (Ausländer) bleiben, selbst wenn er das Stimmrecht erlangt hat und zu einem politischen oder sog. Ward-Klub gehört.

Man hat das Prinzip formuliert: „Eine Nation, ein Reich, eine Sprache!" Die Glieder der verschiedenen fremden Nationen, die in unserem Lande leben, sollen deshalb so bald wie möglich zu Engländern in Gedanken und Worten, sowie auch in Werken, in Sitten und Gebräuchen und, wenn möglich, in Religion umgewandelt werden. Alles, was ihnen noch von dem Heimatsboden anhaftet, sollen sie abstreifen und so bald wie möglich vergessen. Das scheint dem Vollblut-Engländer gar kein schweres Opfer, eben weil er selbst niemals vor die Wahl gestellt wurde. Er würde sich auch gar nicht dazu verstehen können. In Südamerika, in Zentralamerika, in Paris, in Berlin, in Madrid, in Syrien und dem fernen Osten bleibt er stolz auf sein Engländertum und schwätzt mit Vorliebe sein angestammtes Englisch. Und erst seine Gebräuche wird er nie los; er hält sie eben für das ne plus ultra der Bildung und Kultur. Aber von den Deutschen, den Italienern, den Slawen, den Griechen usw. erwartet er, daß ein jeder sich gleich ins neue Leben hineinstürze und nach Kräften schwimme; und nicht nur dies, sondern, daß er seine innig vertraute Muttersprache einfach an den Nagel hänge. Daß die Aneignung einer fremden Sprache viel Zeit und Mühe kostet, daß man darin nur selten die Gewandtheit wie in der eigenen Muttersprache erlangt, das kümmert den Anglosachsen wenig. „Let them learn English!" haben die guten Deutsch-Canadier oftmals hören müssen, wenn sie sich ihr gutes Recht inbetreff der Muttersprache zu wahren suchten. Noch unverständlicher scheint es einem Angelsachsen hierzulande, daß es der Einwanderer als Unrecht empfindet, wenn man ihm zumutet, seine ganze Gedanken- und Gefühlswelt auf einmal mit der freudlosen, herzlosen, oberflächlichen Kultur des neuen Landes zu vertauschen. Was er hier Gutes zu finden wähnte, der Freiheitssinn, die Gleichheit aller, das Gefühl für Recht und Wahrheit, die Achtung vor dem Gesetze, er hat sie doch nicht in seiner Fülle und feinen Schönheit gefunden, wie sie seinem Geiste einst vorschwebten. Und selbst der Ungebildete vermißt hier doch unendlich viel, das ihm die Heimat so reichlich geboten. Schon vieles hat der Einwanderer verloren gegeben; jetzt soll er noch den letzten Rest, sogar die Erinnerung daran aufgeben. Alles Nationalisieren nach einer derartigen Methode ist und bleibt einfach vergebliche Liebesmüh. Wenn der Ausländer dieses Land wirklich lieben soll, so soll es auch liebenswürdig sein.

Es gibt aber eine Art, die viel Erfolg zeitigen könnte, ohne viel Reklame zu machen, nämlich die stille, edle Betätigung der echten Bürgertugend. Die Freiheit ist ein hohes Gut, und ist dem Canadier eigen von Natur aus. Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, Hilfsbereitschaft und Taktkraft, Unternehmungsgeist und Ausdauer sind schöne Charaktereigenschaften des Canadiers, obwohl sie seit den Kriegsjahren immer mehr sich zu verflüchtigen scheinen. Nur Worte machen und kein rechtes Beispiel geben, zieht auch beim Ausländer nicht. Selbstgefälliges Lob von Dingen, die man nirgends zu sehen bekommt, kann den schon ohnehin Verstimmten nur noch mehr verstimmen.

Freiheitspauken bei Erhebung des Engländertums und Verachtung des Ausländers, Anpreisung der Gerechtigkeit und stolzes Abweisen alles Fremden wird keinen Menschen zu edlem Bürgertum erheben.

Als erste Bedingung des Erfolges wäre zu nennen: ein tieferes Verständnis für die Eingewanderten, dann stete Hilfsbereitschaft in Wort und Tat, absolute Ehrlichkeit im Verkehr mit ihnen, und zuletzt, aber nicht an letzter Stelle, Unterstützung einer gediegenen Zeitung in der jeweiligen Muttersprache der angehenden Bürger. So würden sie das Land lieben aus eigenem Antrieb; der Patriotismus würde zur Herzenssache werden, Canada würde dann wirklich nicht nur als nährende, sondern auch als liebende und wieder geliebte Mutter erscheinen. Dieser Plan würde sicherlich zu großen Erfolgen führen, wie in den Vorkriegsjahren, da unsere Väter als Mitstrebende, ein jeder auf seiner Weise, hochwillkommen waren. So war es — und so muß es wieder kommen.

Weltumschau

Deutschland.

Das Ministerium Wirth ist gestürzt. Die eingereichten Abschiedsgesuche waren die Folge eines Beschlusses der Vereinigten Sozialisten, nicht in ein Koalitionsministerium einzutreten, zu dem Mitglieder der deutschen Volkspartei gehören. Aber die Freunde von Kanzler Wirth hatten auch die Empfindung, daß er seine Brauchbarkeit überlebt hat und eine Politik der Unentschlossenheit und Untätigkeit betrieb. Sie trat hauptsächlich durch die Unterlassung der Regierung zutage, mit der alliierten Entschädigungskommission während ihres Aufenthaltes in Berlin eine praktische Vereinbarung zu treffen.

Seit der Ermordung von Rathenau wurde der Kanzler als ein Mann geschildert, der keine Inspiration, keine Initiative besitzt. Diese Haltung gab der Behauptung Gewicht, daß der verstorbene Außenminister Wirths Inspiration und die Kraft gewesen sei, die ihn antrieb. Mit dem Verschwinden von Rathenau verlor der Kanzler an Einfluß bei seinen Kabinettskollegen. Die Unterstützung für seine Politik der Erfüllung nahm von Tag zu Tag ab. Er gab das Mißlingen dieser Politik vorigen Sommer zu, als er sagte, das Schlagwort der Regierung sei jetzt zuerst Brot, nachher Entschädigungen. Ausländische Kritik der Schwäche des Kabinetts hat in den letzten Tagen die Stellung des Kanzlers weiter untergraben, selbst in den Reihen der Koalitionspartei. Seine verspätete Umwerbung der Volkspartei als ein notwendiger Bestandteil der Regierung entzog ihm endgültig die Unterstützung der Sozialisten. Seit Rathenaus Ermordung war der Kanzler in Furcht um seine persönliche Sicherheit. In den letzten Monaten umgab ihn beständig eine starke Wache von Geheimpolizisten.

Um nur das Leben fristen zu können, muß in Deutschland auf zehn oder fünfzehn Jahre täglich zwei Stunden länger gearbeitet werden, führte der deutsche Großindustrielle Hugo Stinnes in einer Rede vor dem Reichs-Wirtschaftsrat aus, die sein Blatt, die Deutsche Allgemeine Zeitung, veröffentlichte. Stinnes betonte die gegenwärtige geringe Produktion Deutschlands und erklärte, nur um leben zu können, müßte monatlich für 200,000,000 Mark Gold mehr erzeugt werden. Dann erst könnte die Möglichkeit einer Entschädigungsleistung in Betracht kommen. Eine Anleihe von 500,000,000 Mark Gold, fügte er hinzu, würde im Laufe weniger Monate verschwunden sein. Das deutsche Volk, erklärte Stinnes weiter, könnte, wie er glaube, zu größerer Arbeitsleistung bezw. längerer Arbeitszeit bestimmt werden, wenn die Entente ihre Besatzungstruppen aus dem Rheinland zurückzöge.

Das herausfordernde und anmaßende Benehmen namentlich der französischen Offiziere im Okkupationsgebiet hat immer von neuem zu Klage und Beschwerde Anlaß gegeben. Nun aber liegt ein Fall von Brutalität vor, welcher selbst für diese Art des Benehmens außergewöhnlich ist. Der Besitzer einer Villa in Wiesbaden namens Bohn ist von einem bei ihm wohnenden französischen Major, niedergeschossen worden. Zwischen den beiden war es zu einem Streit gekommen, da die Ansprüche des Franzosen immer unverschämter wurden. Im Verlauf des Streites zog der Franzose seinen Revolver und gab vier Schüsse auf den Hausherrn ab. Das Opfer dieser Brutalität ist so schwer verwundet, daß keine Hoffnung, sein Leben erhalten zu können, besteht.

Oesterreich.

Die österreichische Presse ist beträchtlich aufgebracht über die von dem „Popolo D'Italia", dem Organ des italienischen Premiers Dr. Mussolini, befürwortete Anregung, daß es Italiens Pflicht sei, einen unabhängigen Alpenstaat unter italienischem Einfluß, bestehend aus Triol, Vorarlberg, Salzburg Kärnten und Steiermark zu bilden und damit Wien mit Unterösterreich der Gnade der italienischen Faszisten auszuliefern. Die Besorgnis wird besonders durch eine in dem Wiener „Magyar Ujsag" veröffentlichte Nachricht, daß mit Bethilfe der neugebildeten ungarischen Faszisten-Organisation der italienische Premier soeben einen Vertrag mit Ungarn geschlossen hat, wonach die ungarischen Bemühungen um Wiedererlangung der verlorenen Gebietsteile Unterstützung seitens Italiens erhalten sollen, während Ungarn als Gegenleistung verspricht, acht ungarische Divisionen zur Verfügung zu stellen, falls Italien gezwungen sei, Jugoslavien zu bekämpfen. Das genannte Blatt berichtet ferner, der jugoslavische Gesandte in Budapest sei schleunigst nach Belgrad abgereist, um seine Regierung von diesen Entwicklungen in Kenntnis zu setzen.

Ungarn.

Die interalliierte Territorial-Kommission, welche unter dem Trianon-Vertrage mit der Grenzberichtigung Ungarns durch Ermittelungen an Ort und Stelle beauftragt war, hat jetzt die ungarische Grenze endgültig festgesetzt. Die Entscheidungen der Kommission sind meistens zu Gunsten Ungarns ausgefallen. Die berichtigten Grenzlinien geben ungefähr 35,000 Acker des verlorenen Gebiets an Ungarn zurück, sowie mehrere Dörfer an der jugoslawischen Grenze um Szegedin und die großen Güter des früheren Erzherzogs Friedrich an der österreichischen Grenze. Mehrere Abänderungen des Gebietes an der tschechischen und der rumänischen Grenze werden der Völkerliga unterbreitet werden.

Polen.

Auf einer Pressekonferenz machte Minister Narutowicz Mitteilungen über die polnische Außenpolitik, ohne daß die Blätter über die Hauptpunkte seiner Ausführungen nähere Mitteilungen machten. Es wird jedoch allmählich bekannt, welche Rolle Polen und vor allem Pilsudski während der jetzigen Orientkrise bei den Verhandlungen zur Erhaltung des Friedens gespielt hat; Pilsudski ist in Rumänien vorläufig geworden, und wie verlautet, ist es diesem Schritt zu danken, daß Rumänien in die neuen Grenzfestsetzungen sich fügt. Pilsudski soll erklärt haben, daß Polen nicht geneigt sei, auch nur eine Mark oder einen Soldaten zu opfern, falls Rumänien glaube, mit polnischer Unterstützung losschlagen zu können. Offenbar sucht Rußland mit Polen zu einem erträglichen Verhältnis zu kommen.

Durch die Besuche Litwinows und Tschitscherins in Warschau ist viel getan worden, um die gefährliche Angst, die jeder der beiden Staaten davor hatte, daß der andere angreifen würde, zu mildern. Umso verwundert hat in politischen und auch in Regierungskreisen der Besuch Herriots in Moskau gewirkt. Vor allem in Pilsudski nahestehenden Kreisen argwöhnt man, daß Frankreich sich mit Rußland verständigen könnte und daß Polen dann zwischen zwei Stühle zu sitzen käme. Die an und für sich schwankenden und gegensätzlichen Strömungen unterworfene Außenpolitik Polens wird hierdurch noch unsicherer.

Rußland.

Das Dekret der Räteregierung über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht spricht nicht mehr von der „roten Armee", sondern vom „russischen Heer". Man empfindet infolgedessen in weiten Kreisen das Dekret als weitere Preisgabe der Errungenschaften der bolschewistischen Revolution. Jedoch nicht nur, daß der nationale Charakter der Wehrmacht unterstrichen wird, bemerkenswert ist auch, daß zukünftig den Vorgesetzten in- und außerhalb des Dienstes Ehrenbezeugungen zu erweisen sind. Auf diese Weise erhält die Wehrmacht wieder ihren alten imperialistisch-militärischen Charakter. Einem Befehl Trotzkis gemäß wird übrigens am Jahrestag der Revolution in Moskau eine große Parade abgehalten werden, an der über 50,000 Mann aller Waffengattungen teilnehmen.

Ueber die Schlagfertigkeit und Ausrüstung des roten Heeres gehen die Meinungen stark auseinander, sicher ist jedoch, daß die Sowjet-Republik neben Frankreich heute die stärkste Armee in der Welt unterhält. Ohne ihre starke Armee wäre die Bolschewiki-Herrschaft schon längst gestürzt und die Moskauer-Regierung muß stets auf eine Erneuerung dieser Versuche vorbereitet sein. An der Aufrichtigkeit des Abrüstungsvorschlags, der von den russischen Vertretern in Genua gemacht wurde, braucht man nicht zu zweifeln, nach der Ablehnung einer solchen Beratung war es nur natürlich, daß die Bolschewiki ihre Rüstung noch mehr verstärkten. Es läßt sich daher mit gutem Grunde behaupten, daß den Alliierten und in erster Linie Frankreich die Schuld an einem militärischen System zufällt, das mit einem sozialistisch verwalteten Staat nicht in Einklang zu bringen ist und durch seinen großen Kostenaufwand den so nötigen industriellen Wiederaufbau schwer behindert. Man muß im Auge halten, daß die zahlreichen in der ganzen Welt zerstreuten russischen Emigranten die Hoffnung auf gewaltsamen Sturz der Sowjet-Regierung keineswegs aufgegeben haben, sondern noch immer eifrig bemüht sind, die eine oder andere größere Macht zur Unterstützung ihrer Pläne zu gewinnen.

Daß die Sowjet-Regierung durch Agenten in auswärtigen Ländern noch immer Propaganda in großem Maßstab treiben läßt, ist anzunehmen. Aber Pläne für eine gewaltsame Verbreitung der Bolschewiki Ideen sind aufgegeben und imperialistische Bestrebungen, Ziele der Eroberungen von fremdem Gebiet, wie Frankreich, verfolgt die russische Regierung nicht. Ungeachtet aller großen Schattenseiten ist das russische Volk im Ganzen unter dem gegenwärtigen System wohl besser daran als es unter einer anderen Regierungsform möglich wäre. Jede andere Regierung, die offenbar nur mit ausländischer Hilfe errichtet werden konnte, käme unter Kontrolle der Entente oder einer der großen Westmächte und was diese Ausbeutung bedeutet, zeigt sich an Mitteleuropas unglücklichem Schicksal. Und da Rußland noch immer bedroht ist, können die Leiter jenes Landes ihre Diktatur sowenig aufgeben als ihre militärische Bereitschaft.

Italien.

Aus der Rede, die der italienische Expremier Nitti kürzlich in Lauria hielt, führen wir an: „Die schwersten Probleme, mit denen Italien sich zu beschäftigen hat, sind die nationale Wirtschaft und die Finanzen und die auswärtige Politik des Landes. In den letzten zwei Jahren ist die wirtschaftliche Lage Italiens immer schlechter geworden. Die italienische Lire ist auf dem besten Wege, zu den schwächsten Währungen von Europa gezählt zu werden. Italien konsumiert mehr als es produziert und es wird weniger gearbeitet als vor dem Kriege. Im Jahre 1920 kaufte Italien ausländische Waren im Werte von 26 Milliarden und verkaufte nur für 11 Milliarden, im Jahre 1921 importierte es für 20 Milliarden und exportierte für 9 Milliarden. Die Staatsverwaltung gibt das schlechteste Beispiel von allen: vor dem Kriege verausgabte sie 2.6 Milliarden im Jahre und im letzten Jahre über 25 Milliarden. Das Budgetdefizit stellt sich auf über 6 Milliarden, woraus hervorgeht, daß die Ausgaben sich um das Achtfache vermehrt haben, was in gar keinem Verhältnis zum Rückgang der Lire steht. Die während des Krieges aufgenommenen Schulden belaufen sich nach dem jetzigen Wechselkurs auf 120 Milliarden. Wie kommen wird, weiß niemand, aber eines ist sicher: Italien wird nicht in der Lage sein, nach dieser Rate seine Schulden zu bezahlen. Die Lage des Schatzamtes ist sehr prekär, denn es sind zu viel Schatzscheine ausgegeben worden.

„Wir befinden uns am Rande eines Abgrundes. Die nach dem Kriege geschlossenen Friedensverträge sind nur Mittel zur Fortsetzung des Krieges. Europa ist heute stärker bewaffnet als vor 1914. Frankreich war in Washington gegen die Reduktion der Unterseeboote und in Genua verhinderte es jede Diskussion einer Abrüstung. Frankreich entwickelt seine Luftstreitkräfte und Unterseewaffen in ungeheurem Maße, es besitzt über 3000 Flugmaschinen, von denen 300 Bombenflugzeuge sind, und im nächsten Jahre hofft es, über einen Flugzeugpark von 4000 Maschinen und 21 Luftfahrtregimentern zu verfügen. Italien muß auf der Wacht sein, während es freundschaftliche Beziehungen mit Frankreich pflegt, darf es nicht außer Acht lassen, daß die französische Politik, die bisher gegen Rußland feindlich und gegen England gegnerisch war, sich auch gegen Italien richtet. Um leben zu können, müssen wir darnach trachten, daß Europa wieder aufgebaut wird und alle Eroberungen unterbleiben und daß die nationalen Schulden als ein Ganzes betrachtet werden in enger Beziehung zu den Reparationen. Der britische Standpunkt entspricht in dieser Hinsicht genau dem italienischen."

Türkei.

Louis Loucheur, der frühere Minister der befreiten Gebiete, erklärte in der Deputiertenkammer, es sei für Frankreich besser, wenn es auf Zahlungen von Deutschland verzichte, als wenn es sich einem neuen Angriff von jenseits des Rheins aussetze, indem es Deutschland zu Kräften kommen lasse. Bei der Besprechung des Budgets erwähnte er die Vorschläge zur Rehabilitierung Deutschlands und rief: „Wenn durch einen dieser Pläne Deutschland wieder stark gemacht wird, wo bleibt dann Frankreichs Sicherheit? Ich sage Ihnen ganz offen, wenn ich die Wahl habe, mein Geld oder meine Sicherheit zu verlieren, dann rette ich lieber die Sicherheit." Die Kammer brüllte Beifall. Als Loucheur eine Aenderung der Verwaltung des Rheinlands empfahl, unterbrach ihn Poincare mit der Erklärung, daß das Gebiet nicht eher geräumt werde, als bis Deutschland seine Friedensvertrags-Verpflichtungen erfüllt habe. „Diese Verpflichtungen sind noch nicht erfüllt, es wird auch noch lange dauern, bis sie erfüllt werden. So lange aber wird Frankreich die Okkupation fortsetzen. Frühere Regierungen haben das schon gesagt, und ich wiederhole es."

Loucheur mahnte die Kammer, ein Mittel zur Beseitigung der finanziellen Schwierigkeiten des Landes ausfindig zu machen, „oder wir werden bald am Rande des Abgrundes stehen." Er empfahl vor allem Auslandsanleihen, um den Kurs des französischen Geldes zu festigen, das Fallen des Francs sei eine gefährliche Sache. „Seien Sie vorsichtig, meine Herren, der Kurs ist nur eine rollende Kugel, wenn man sie nicht beizeiten einhält, kann man sie später vielleicht gar nicht mehr aufhalten."

Türkei.

Die Angora Regierung stellte neue Forderungen, als französische und britische Diplomaten sich auf ein einheitliches Vorgehen in der Lausanne Konferenz, die endgültig auf den 20. November angesetzt ist, zu einigen suchten. Türkische Abgesandte in Lausanne erklärten, daß sie die Zusammenkunft ganz aufgeben werden, wenn die Alliierten in einer vorherigen Beratung Friedensbedingungen anstellen und der Türkei aufzuzwingen suchen. England und Frankreich, über die alliierte Haltung in Lausanne noch uneinig, wollten eine Begegnung von Auslandministern veranstalten, um Bedingungen für die Türkei aufzusetzen. Die Türken erklären aber jetzt, daß die Alliierten ihre Bedingungen anzunehmen haben oder daß keine Konferenz stattfindet. Zugleich berichten Depeschen der Hilfe für den nahen Osten über eine Verfügung aus Angora, wonach alle Christen Anatolien innerhalb von 30 Tagen zu räumen haben. In Erinnerung an die Geschehnisse nach Ablauf des letzten derartigen türkischen Ultimatum, fliehen 60,000 Christen angeblich aus Anatolien.

Die französischen Konsuln in Mersina und Adana in Kleinasien wurden von den Kemalisten ausgewiesen. Sie trafen am Montag in Paris ein. Sie wurden unter dem Bouillion Vertrag zum Schutz christlicher Minderheiten ernannt.

Vereinigte Staaten.

Die Nassen, ermutigt durch den Ausfall der jüngsten Wahl, treffen bereits Vorkehrungen, dem Volstead-Gesetz im 68. Kongreß die Zähne auszuziehen. Es wird eine Vorlage eingereicht werden, die verschiedene drastische Bestimmungen des Volstead-Gesetzes mildern würde. Sollte die Bill von den Trockenen abgelehnt werden, will man diese aufs Korn nehmen und ihre Wiederwahl im Jahre 1924 zu verhindern suchen.

„Diese Wahl war nur ein Vorspiel", sagte ein Vertreter der Nassen. „Die Trockenen haben 35 Jahre gebraucht, um dem amerikanischen Volke die Prohibition aufzuhalsen. Falls es uns nicht gelingt, die Trockenheit im ersten Ansturm über den Haufen zu werfen, werden wir den Kampf zähe und unentwegt fortsetzen, bis das Ziel erreicht ist. Jedenfalls werden wir alle Mitglieder des Hauses durch ein Testvotum zwingen, offen Farbe zu bekennen, und dann werden wir bei der nächsten Wahl Gelegenheit haben, mit jedem einzelnen von den trockenen Brüdern abzurechnen."

Schließlich soll mit der Ausnahmestellung der Farmer gebrochen werden. Unter dem Volstead-Gesetz ist es gestattet, „Fruchtsaft" herzustellen. Die Prohibitionsbeamten haben das Gesetz dahin ausgelegt, daß sie sich nicht einmischen können, wenn der Fruchtsaft „von selbst" durch Gährung einen höheren Alkoholgehalt entwickelt, als das Gesetz eigentlich erlaubt. Das hat dazu geführt, daß die Farmer sich so viel Wein und Cider herstellen können, wie sie Lust haben. Die Farmer haben sich daher mit der Prohibition abgefunden und stimmen in der Regel gegen eine Milderung der Prohibition. Die Nassen wollen nun den Farmern damit drohen, daß man ihnen den Cider verfalzen wird, wenn sie sich nicht dazu verstehen, den Städten ähnliche Vergünstigungen zu gönnen. Die Nassen wollen, daß Stadt und Land gleichmäßig behandelt werden.

Druckerschwärze hat manches Geschäft hochgebracht. Das wissen die Leute, welche anzeigen, sehr wohl. Deswegen geben sie Millionen von Dollars aus. Im Jahre 1921 haben z. B. 72 Wochenschriften zusammen $95,439,236 für Anzeigen eingenommen.

* * *

Ein Institut, das sich mit der Sammlung von Statistiken über die Volksgesundheit befaßt, hat festgestellt, daß seit Einführung der knochentrockenen Prohibition, die Männer wohlbeleibter werden, „wodurch die Langlebigkeit beeinträchtigt wird", wie es in dem betreffenden Bericht heißt. Man weiß nicht mehr, was man tun soll; trinkt man nicht, dann stirbt man an Herzverfettung; trinkt man, dann stirbt man an Holzalkoholvergiftung! Von all' dem wußte man nichts in der schönen, alten, noch nassen Zeit!

* * *

Was ist ein Optimist? Ein Optimist ist ein Schotte, der mit einem Korkzieher nach Canada kommt.

Gertrud auf wunderbarem Pfad zum Glück

Von E. Leonhart.

(4. Fortsetzung.)

Trotz des tiefen Ernstes, der ein Grundzug in dem Charakter des Fremden zu sein schien, entwickelte derselbe im Laufe der Unterhaltung eine solch' herzgewinnende Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, daß Gertrud darüber auf Augenblicke das Peinliche des Alleinseins mit einem fremden Manne vollständig vergaß.

Wäre Fräulein Madeleine noch bei ihr gewesen, mit welchem Genuß würde sie sich der Unterhaltung mit dem unverkennbar vielseitig gebildeten Manne hingegeben haben, während jetzt das Bewußtsein ihrer Schutzlosigkeit sie beunruhigte und quälte. Der welterfahrene Mann bemerkte den wechselnden Ausdruck auf dem Gesichte des Mädchens; er fühlte heraus, daß ein gewisser Zwang ihr ganzes Verhalten beherrsche, und gar zu gern hätte er denselben schwinden sehen.

Er hatte schon vorher einen seiner Handschuhe entfernt, und Gertrud hatte an der kräftigen, wohlgepflegten Hand einen einfachen, jedoch bedeutungsvollen Goldreif bemerkt. Jetzt nahm er ein Paket, das er beim Einsteigen in die Ecke gelegt hatte; ein Buch kam zum Vorschein, als er es seiner Papierhülle entkleidete. Mit gewinnender Freundlichkeit bat er nun Gertrud, doch nachzusehen, ob er in diesem Bilderbuch eine gute Wahl für sein kleines Töchterchen getroffen habe.

„Ein Blick auf das Titelblatt genügt fast. Sie dessen versichern zu können," entgegnete Gertrud, indem sie das Buch zur Hand nahm. Wie sie dasselbe durchblätterte, erheiterte sich mehr und mehr ihr Gesichtchen, und jede Spur ängstlicher Scheu verschwand. Ein unbefangener, kindlicher Ausdruck trat an die Stelle, während sie harmlos plaudernd ihren Nachbar auf verschiedene, die kleine Mädchenwelt scharf charakterisierende Einzelheiten aufmerksam machte, welche dem Männerauge wohl entgangen sein würden. Mit sichtlichem Wohlgefallen waren die Blicke ihres Gegenübers diesen Erklärungen gefolgt. Unter der Versicherung, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können, gab Gertrud das Buch zurück und knüpfte zugleich an dessen Zurückgabe die Frage nach dem Alter des Töchterchens.

„Das ist die erste Frage," dachte der Fremde, indem er freundlich erwiderte, daß seine Kleine vor kurzem vier Jahre alt geworden sei.

„O, dann ist sie gerade in dem Alter, in welchem die kleinen Mädchen unwiderstehlich sind," bemerkte Gertrud. „Ich kann mir nichts Lieblicheres, nichts Anmutigeres denken, wie ein solch kleines, unschuldiges Geschöpf! Man wünscht sich unwillkürlich die eigene Kindheit zurück, wenn man in ein Kinderherz blickt."

„Darin gebe ich Ihnen vollständig recht, mein Fräulein," entgegnete der Fremde mit ungewöhnlicher Wärme. „Es ist in der Tat etwas Wunderbares um ein reines, unschuldiges Kindergemüt. Es übt unbewußt eine geheimnisvolle Macht auf uns aus, und selbst die roheste Natur vermag nicht, diesem veredelnden Einflusse zu widerstehen."

Nun entstand eine längere Pause in der Unterhaltung. In Nachdenken versunken, lehnte der Fremde in der Ecke des Abteils, und verstohlen streifte Gertruds Auge zuweilen den schweigsamen Gefährten, der ihre Gegenwart vergessen zu haben schien. Ein solch trüber, fast schwermütiger Ernst war über das edle Antlitz ausgebreitet, daß ihr unwillkürlich der Gedanke kam, der Mann müsse manches Schmerzliche im Leben erfahren haben. Fast verwundert blickte sie zu ihm auf, als er sie plötzlich um das Ziel ihrer Reise befragte.

„Das habe ich bald erreicht; in E. werde ich den Zug verlassen."

„In E.? Dann haben wir ja gemeinsames Ziel."

„So?" war die ganze Antwort Gertruds.

„Dies Mädchen besitzt doch kein Atom von der ihrem Geschlechte eigenen Neugierde," dachte der Fremde, der im Grunde lieber gesehen haben würde, wenn diesem einfachen „So" eine Frage beigefügt worden wäre. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte er nun, ob das Fräulein einen längeren Aufenthalt in E. zu nehmen gedenke.

„Ich hoffe dort eine neue Heimat zu finden."

„Eine neue Heimat?" wiederholte der Fremde, und fragend sah er zu ihr hinüber. Ein Gedanke blitzte mit einem Male in ihm auf; mit einer bei seiner sonstigen Ruhe auffallenden Hast stellte er die Frage, ob sie wohl gar Fräulein Gertrud Veltheim sei.

Aufs höchste erstaunt, sah Gertrud ihn an, und dann bejahte sie diese Frage. Sie fühlte sich indessen auf das angenehmste überrascht, als ihr Reisegefährte sich nun als einen dem Hause ihrer Verwandten sehr nahe stehenden Freund vorstellte und mit einer an Verehrung grenzenden Achtung von seinem „väterlichen Freund," dem alten Doktor, zu sprechen begann. Ein dankbares Lächeln lohnte ihm, als er Gertrud mitteilte, mit welcher Sehnsucht sie von Onkel und Tante erwartet würde, wie die alten Leutchen, ganz verstimmt über die Verzögerung ihrer Ankunft, ihm ihr Leid geklagt, und der alte Herr ganz unwillig ein Fräulein Madeleine als die Ursache dieses Aufschubes angeschuldigt habe. Damals, fügte er bei, habe er freilich nicht geahnt, daß ein glücklicher Zufall ihn mit der Erwarteten zusammenführen werde, übrigens würde der Name Hahlberg dem Fräulein keineswegs ein fremder geblieben sein, wenn auch dieser Zufall die Bekanntschaft nicht schon vermittelt hätte.

Er beanspruchte nun als langjähriger Freund der Familie das ihm zustehende Beschützerrecht, — ein Recht, das Gertrud ihm bereitwilligst einräumte.

Sie erhob daher auch keine Widerrede, als er bei der nächsten Station, wo es einigen Aufenthalt gab, sie zum Aussteigen veranlaßte, um nach der langen Fahrt durch eine Tasse Kaffee sich zu erfrischen.

Das wohltuende Gefühl, einen Beschützer zur Seite zu haben, sollte Gertrud jetzt schon schätzen lernen. Ein junger Mann, in seinem ganzen Aeußeren den eitlen, selbstbewußten Geck, verratend, stand dicht vor dem Abteil, das Gertrud mit Hilfe ihres Begleiters verließ. Ein solch seltsames, Gertrud rätselhaft bleibendes Lächeln umspielte dessen Mund, als er sie dreisten, herausfordernden Blickes sah, er sie an, daß ein dunkles Rot ihr Angesicht überflog und sie ängstlich zu ihrem Begleiter aufblickte. Dieser mußte wohl dieses unziemliche Anstarren bemerkt haben; das zornige Aufblitzen seiner Augen, der finstere, fast drohende Blick, mit dem er den jungen Mann maß, ließ sie darauf schließen. Nur ungern sahen er Gertrud in dem Wartezimmer allein zu lassen, allein er mußte mit dem Schaffner etwas besprechen, das, wie er sagte, keinen Aufschub leiden konnte.

Von ihrem unweit dem Fenster gelegenen Platze aus sah Gertrud, daß Hahlberg mit einem der Schaffner sprach und dann selbst in das eben von ihr verlassene Abteil stieg. Mit ihrem Reisemantel und ihrem Schirm verließ er dasselbe wieder, um beides in dem daneben befindlichen niederzulegen. Dieser Wechsel des Abteils war ihr unerklärlich, er wurde ihr aber klar, als sie bald darauf an der Seite ihres sorglichen Begleiters an demselben vorüberschritt. Mit stockendem Atem las sie auf einem am Fenster desselben aufgehängten Zettel das Wort „Rauchabteil", und dieses eine Wort gab ihr Aufschluß über so vieles, was sie auf ihrer Fahrt geängstigt und gequält, und namentlich über die wiederholt erfahrenen Kränkungen. Welche Entdeckung sie gemacht, las ihr Begleiter auf dem blutroten, bestürzten Gesichte des Mädchens, er fühlte es an dem Zittern der kleinen Hand, die sich scheu in die seinige legte, — es tat ihm weh, daß er trotz seiner Bemühungen ihr diese Verlegenheit nicht hatte ersparen können.

Gertrud war ein arglose, unerfahrenes Kind, das nicht ahnte, mit welch' zweideutigem Lächeln die böse Welt ihren Irrtum hinnehmen würde. Nur das eine fühlte sie instinktmäßig heraus, daß ein ausschließlich den Herren bestimmter Raum durchaus kein passender Aufenthalt für ein junges Mädchen sei, und daß sie sich hierdurch Mißdeutungen ausgesetzt hatte. Dieser Gedanke allein ängstigte und quälte sie, und fast flehentlich zu ihrem Beschützer aufschauend, brach sie in die Worte aus: „O mein Gott, Herr Hahlberg, wo war ich hingeraten! Was mögen Sie von mir gedacht haben?"

„Was ich von Ihnen gedacht habe, Fräulein Veltheim?" wiederholte Hahlberg, den die Herzensangst des armen Mädchens augenscheinlich bekümmerte. „Daß nur ein Mißverständnis Sie dorthin geführt haben konnte, — daß Sie nicht ahnten, wo Sie sich befänden."

Daß er selbst anfänglich, jedoch nur einen Augenblick, eine andere Meinung von dem reinen, jungfräulichen Wesen gehabt, das konnte er sich in der Tat nicht verzeihen. Ein Blick in die unschuldigen, so tief erschrockenen Kinderaugen hatten ihn rasch eines anderen belehrt.

„Meine Unerfahrenheit und die meiner alten Begleiterin haben diesen Mißgriff herbeigeführt," klagte Gertrud, die sich trotz des Zuredens ihres Beschützers nicht beruhigen konnte. „O, so manches ist mir jetzt erklärlich, was ich vergeblich zu ergründen gesucht."

(Fortsetzung auf Seite 6.)